



Anke Strüver, Miriam Lindsberger, Vivien Breinbauer

Smarter Urbanismus: soziale Gerechtigkeit und Stadtteilentwicklung

Die Idee der smarten Stadt ist eng verbunden mit dem Ziel der nachhaltigen Stadt, speziell in ihrem Streben nach mehr Klimafreundlichkeit, Ressourceneffizienz und sozialer Resilienz durch digitale Vernetzung und Steuerung. Allerdings erweisen sich Smart-City-Strategien derzeit eher als ökonomisches Geschäftsmodell denn als ökologisch- und sozial-innovatives Transformationsmodell, weil sie kaum Lösungen für aktuelle urbane Krisen bieten und die mit Urbanisierungsprozessen einhergehenden sozialen sowie räumlichen Ungleichheiten intensivieren. Dieser Beitrag skizziert einen alternativen smarten Urbanismus, der sich auf das Zusammenleben auf Quartiersebene im digitalen Zeitalter konzentriert.

Smart Cities: zwischen digitalen Zukunftsversprechen und analogen Lebensrealitäten

Spätestens seit der Jahrtausendwende werden digitale Technologien in Großstädten zunehmend eingesetzt, um einer Vielzahl städtischer Herausforderungen zu begegnen. Durch digitale Vernetzung und Steuerung sollen Mobilitäts- und Abfallmanagement, Energie- und Wohnraumversorgung, Umwelt-, Gesundheits- und Kriminalitätsüberwachung effizienter und Bewohnende sowie Nachbarschaften resilienter werden. Solche Maßnahmen der digitalen Daseinsvorsorge sind sowohl Teil der Diskurse um nachhaltige Stadtentwicklung als auch der dominanten Smart-City-Narrative, denen gleichwohl anhaltend die fehlende Berücksichtigung sozialer Gerechtigkeitsfragen und die Missachtung lokaler – analoger – Kontexte vorgehalten wird. Natürlich können im fortschreitenden 21. Jahrhundert Digitalisierungsprozesse nicht ignoriert werden; zugleich dürfen Stadt- und Quartiersentwicklung, Partizipations- und Inklusionsziele aber nicht auf digitale Machbarkeiten reduziert werden.

In diesem Beitrag skizzieren wir den Einsatz digitaler Technologien in Städten, die der Bewältigung aktueller urbaner Herausforderungen dienen sollen – vor allem im Bereich der Nachhaltigkeit. Unter dem Label „Smart City“ bergen diese Entwicklungen allerdings das Risiko, dass sich „Smartness“ auf technologische Innovationen beschränkt und soziale wie ökologische Transformationsbedarfe sowie sozialräumliche Gerechtigkeitsfragen nachrangig behandelt werden. Der Beitrag hinterfragt deshalb die dominante Smart-City-Narrative in Europa, die primär auf die Verbesserung von Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Effizienz als lebensqualitätssteigernde Elemente ausgerichtet sind und Fragen der lokalen und damit kontextspezifischen Raum- und Gemeinschaftsproduktionen auf Quartiersebene unberücksichtigt lassen. Letztere aufgreifend, diskutieren wir einen alternativen smarten Urbanismus, der Sor-

ge- und Versorgungsinfrastrukturen fokussiert und dafür neben Digitalisierung auch urbane Qualitäten, wie Dichte, Diversität und Demokratie, adressiert.

Smart Cities als Zukunftsversprechen und Narrativ

„Smart City“ beschreibt nicht den Status einer Stadt. Der Begriff Smart City fungiert vielmehr seit ca. zehn Jahren als Selbstzuschreibung, als Zukunftsversprechen und als Narrativ der Ressourcen- und Zeiteffizienz, des Komforts und der gesteigerten Sicherheit. Dieses Narrativ ist Teil des omnipräsenten Nachhaltigkeitsdiskurses geworden: Wenn im Sinne Foucaults Diskurse systematisch die Dinge bilden, von denen sie sprechen, ist die smarte Stadt eng verbunden mit der nachhaltigen Stadt und hat zum Ziel, die urbanen Ver- und Entsorgungsinfrastrukturen durch den Einsatz digitaler Technologien im Sinne der Zukunftsfähigkeit zu optimieren und nachhaltiges Alltagsleben zu ermöglichen. Dem zugrunde liegt die Idee eines smarten Urbanismus, der mithilfe digitaler Machbarkeiten, das heißt Vernetzung, Messung und automatisierter bzw. mittlerweile KI-basierter Steuerung, gleichzeitig mehrere Daseinsgrundfunktionen zu transformieren vermag. Für die Bereiche Wohnen, Arbeiten, Versorgung, Gesundheit, Mobilität usw. wird versprochen, dass digitale Technologien die Nachhaltigkeitsbilanzen, Klimafreundlichkeit und Ressourceneffizienz steigern können: z. B. durch sensorbasiertes Verkehrsflussmanagement, vernetztes Umweltmonitoring, Smart-Home-Applikationen oder „Last-Mile Deliveries“ per E-Lastendreirad.

Die Umsetzungsversuche dieses smarten Urbanismus basieren in der Regel auf top-down-implementierten Koalitionen zwischen Stadtregierungen und Unternehmen für Informations- und Kommunikationstechnologien (Public-Private-Partnerships) – Koalitionen, in denen die technologischen Machbarkeiten und Unternehmensangebote die „Nachfrage“ der Städte dirigieren und die Stadtregierungen die Erfüllung kommunaler Daseinsvorsorge outsourcen und damit privatisieren. Die Steuerung und Überwachung städtischen Alltagslebens erfolgt infolgedessen durch öf-

fentlich finanzierte Lösungsangebote dieser Unternehmen. Insbesondere in Smart-City-Neubauquartieren entstehen demzufolge Stadtteile, in denen Stadtplanungsideale und Alltagsrealitäten asymmetrisch und asynchron verlaufen.

Nahezu synchron funktionieren hingegen urbane Plattformökonomien, die auf Nachfrage von Stadtbewohnenden und nahezu in Echtzeit (on demand) alltagsnahe Dienstleistungen, wie Personentransporte, Unterkünfte, Lebensmittel- und Pizzalieferungen, Reinigungskräfte oder Babysitter, vermitteln. Diese Art von Plattformurbanismus operiert weitgehend in den gleichen urbanen Teilräumen wie der smarte Urbanismus – nämlich den innenstadtnahen Quartieren – und ergänzt dessen digital transformiertes Infrastruktursystem. Digitale Plattformen dringen jedoch intensiver in das Alltagsleben der Menschen ein: Sie verändern zum einen die Art und Weise, wie Großstädte und ihre Teilräume funktionieren. Zum anderen beeinflussen sie, wie und wo Menschen in Städten wohnen, arbeiten, essen, mobil sind – das heißt, wie und wo sie sich versorgen (können). Diese Nachfrageorientierung wird häufig als Alltagserleichterung kategorisiert – lässt dabei jedoch außen vor, dass sie zwar das Alltagsleben in der Stadt reorganisiert, nicht aber für alle Menschen gleichermaßen „optimiert“.

Kritik am Zukunftsnarrativ

Die dem Smart-City-Narrativ innewohnenden Nachhaltigkeitsversprechen durch effizientere Ressourcennutzung führen gleichwohl nicht automatisch zur dringend notwendigen Ressourcenreduktion. Ganz im Gegenteil sind vielerorts Reboundeffekte der Digitalisierung und Plattformisierung urbaner Infrastrukturen zu beobachten, z. B. im Bereich der Mobilität, des Wohnens und der plattformvermittelten Versorgung. Diese orientieren sich nur teilweise an sozial und ökologisch vordringlichen Zielen und reduzieren die Effekte der Digitalisierung auf quantitativ messbare Überprüfung statt auf qualitativ erfahrbare und umsetzbare Nachhaltigkeitsziele. Dementsprechend rücken grundlegende soziale und ökologische Gerechtigkeits- und Zukunftsfragen des städtischen Zusammenlebens in den Hintergrund. So werden bspw. soziale Innovation auf digitale Partizipation und Mobilitätstransformation auf E-Mobilität, Car-Sharing, Verkehrsfluss- und Parkleitsysteme reduziert und zugleich analoge Infrastrukturen für Beteiligungsverfahren, aktive Mobilität, wie Gehen oder Radfahren, oder für bedarfsgerechte Grün- und Freiraumnutzung, marginalisiert.

Smart-City-Strategien erweisen sich insgesamt weiterhin eher als ökonomisches Geschäftsmodell denn als ökologisch-innovatives oder am Gemeinwohl orientiertes, sozial-integratives Transformationsmodell. Denn digitale Technologien bieten kaum Lösungen für aktuelle urbane Krisen, wie städtisches Wachstum, Bodenversiegelung oder den Mangel an bezahlbarem Wohnraum, sowie für die großen Krisen des 21. Jahrhunderts, die Klima-, Biodiversitäts- und Sorgeskri-

se. Digitale Technologien bleiben damit eher machbarkeits- denn bedarfsorientiert und intensivieren die mit Urbanisierungsprozessen einhergehenden sozialen sowie räumlichen Ungleichheiten. Beide müssen aber zentral berücksichtigt werden, weil europäische Städte mehr denn je soziale Polarisierung und räumliche Marginalisierung produzieren. Beschatteter Grünraum bleibt demzufolge in vielen Quartieren bedarfsorientierter als die sensorbasierte Abfalleimerentleerung, die Versorgung mit ausreichend Kitaplätzen und Gesundheitszentren in allen Quartieren alltagsnäher und bedeutsamer als KI-basiertes Umweltmonitoring.



Abb. 1: Die Zukunft ist schon angekommen: das Kunsthaus Graz (Foto: Jost)

Derzeit ist eine anhaltende Fokussierung auf bereits etablierte Zukunftsnarrative, wie Umweltfreundlichkeit, Klimaresilienz, Gleichberechtigung und Teilhabe, zu beobachten – sowie ihre diskursive Etablierung als Leitbilder der nachhaltigen Stadtentwicklung. In ihrer technologiebasierten Umsetzung werden jedoch nicht nur analoge Bedarfe und Lösungsmöglichkeiten vernachlässigt, sondern auch städtische Teilräume übersehen. Der smarte sowie der Plattformurbanismus fokussieren „große“ Großstädte und innerhalb dieser besonders verdichtete, innenstadtnahe Quartiere – anstatt Stadtrandlagen bzw. suburbane Räume einzubeziehen, in denen etwa Liefer- und Mobilitätsplattformen sozial wie ökologisch viel sinnvoller wären.

Smarter Urbanismus als kontextspezifische Quartiersentwicklung

Die Digitalisierung und das vorherrschende Smart-City-Narrativ können demnach aktuelle soziale und räumliche Ungleichheiten nicht entsprechend adressieren. Das Verständnis einer smarten Stadt – im Sinne von schlau – und smarter Urbanismus mit einem Fokus auf kontextspezifischer Quartiersentwicklung und Nachbarschaft als Orte analoger Stadtentwicklung stellen einen dazu alternativen Zugang dar. Ein integratives Verständnis von Nachbarschaft, das die alltäglichen sozialräumlichen Praktiken der Bewohnenden in den Vordergrund stellt, ist hierfür zentral:



Es geht darum, Nachbarschaft als etwas Situatives, Performatives und Kontextabhängiges zu verstehen, das die Bewohnenden in ihren Lebensrealitäten und Gestaltungsmöglichkeiten unterstützt und das Quartier als einen Ort alltäglicher Interaktionen und Innovationen erkennt.

Auch der Plattformurbanismus kann für eine sozial gerechte Stadt weitergedacht werden. Anknüpfend an den Begriff der Nachbarschaft als Ort der Interaktion sind dann vor allem analoge Nachbarschaftsplattformen von Relevanz. Dabei handelt es sich um materielle Infrastrukturen im öffentlichen Raum, die Menschen zur sozialen Interaktion im Alltag einladen und so das Zusammenleben im Stadtquartier sowie Begegnungen und Austausch fördern (z. B. Urban Gardening/essbare Stadtprojekte, Foodsharing-Kühlschränke, Bücherregale, Palettensitzmöbel, Anschlagtafeln). Darauf aufbauend wird deutlich, dass digitale Optimierungsstrategien für ein sozial gerechtes Zusammenleben auf der städtischen Mikroebene nur eine untergeordnete Rolle einnehmen. Viel wesentlicher sind alltägliche, größtenteils analog verrichtete soziale Interaktionen und Sorgebeziehungen, die die Basis für gesellschaftliches Miteinander bilden – auch und gerade in einer smarten Stadt. Es ist deshalb erforderlich, den Blick auf diese Beziehungen und die daraus erwachsenden Sorgestrukturen einzelner Nachbarschaften zu werfen.

In einem laufenden Forschungsprojekt haben wir diese Strukturen hinsichtlich der Sorge, die sie bereitstellen, im Grazer Bezirk Gries untersucht und die Vielfalt materieller wie immaterieller Sorgestrukturen in unterschiedliche räumliche Kategorien gegliedert (siehe Abb. 2). Die Erkenntnis, dass ihr Großteil an einen physischen Raum gebunden und bottom-up organisiert ist, verdeutlicht, dass kontextabhängige Sorgebeziehungen sowie die physischen Gegebenheiten, in die sie eingebettet sind, in einer schlaun Quartiersentwicklung priorisiert werden müssen.

Gleichwohl existieren auch digitale (Nachbarschafts-) Plattformen, die die Teilhabe und das Miteinandersorgen im urbanen Alltag und dadurch auch soziale Gerechtigkeit fördern. Ein Beispiel hierfür ist das digitale Stadtmachen, das die Bevölkerung mithilfe digitaler Technologien aktiv in die Gestaltungsprozesse ihres Quartiers einbindet. Dazu zählen etwa Tauschplattformen und interaktive digitale Karten, die es den Bewohnenden ermöglichen, eigene Ideen zur Gestaltung der Nachbarschaft einzubringen. Nachbarschaftliche Teilhabe- und Sorgestrukturen besitzen also das Potenzial, die Stärken eines smarten und eines Plattformurbanismus miteinander zu vereinen. Hegemonialen neoliberalen Logiken unterliegend, werden solche Sorgestrukturen jedoch von beiden Urbanismen bislang überwiegend ausgebeutet und bestehende Ungleichheiten verschärft.

Smart City – von der digitalen zur schlaun sorgenden Stadt

Der Begriff der „Smartness“ fasziniert. In seiner Gleichsetzung mit Digitalisierung hat er allerdings an Strahl- und Wirkkraft verloren, weil er im Kontext des Urbanen grundlegende soziale und ökologische Gerechtigkeitsfragen des städtischen Zusammenlebens sowie bedarfsgerechte analoge Infrastrukturen marginalisiert. Zugleich ist es vorrangiger denn je, aktuelle urbane wie planetare Krisen – und ihr Zusammenwirken – ernst zu nehmen und Nachhaltigkeit im Sinne eines schlaun Urbanismus anzugehen. Dafür schlagen wir drei Leitlinien vor:

- Erstens dient die Alltags- und Quartiersorientierung statt Digitalisierung als Ausgangspunkt für eine reale Optimierung: Wichtiger als die Privatisierung urbaner Infrastrukturen ist eine grundlegende Bedarfsorientierung für alle Bereiche der analogen und digitalen Daseinsvorsorge.

- Um die Lebensqualität in Städten für alle dort lebenden Menschen zu erhöhen, bedarf es, zweitens, eines sorgfältigen Umgangs mit dem Ziel der sozialräumlichen Gerechtigkeit unter Anerkennung von sozioökonomischen und -kulturellen Ungleichheiten sowie einer Fokussierung auf Verteilungsgerechtigkeit und Teilhabemöglichkeiten.

- Drittens sind diese Vorstellungen von einem Verständnis urbaner (Teil-) Räume als gesellschaftlich produzierte Räume gerahmt. Diese Räume prägen wiederum das Funktionieren von Gesellschaft und das soziale wie räumliche städtische Zusammenleben im digitalen Zeitalter.

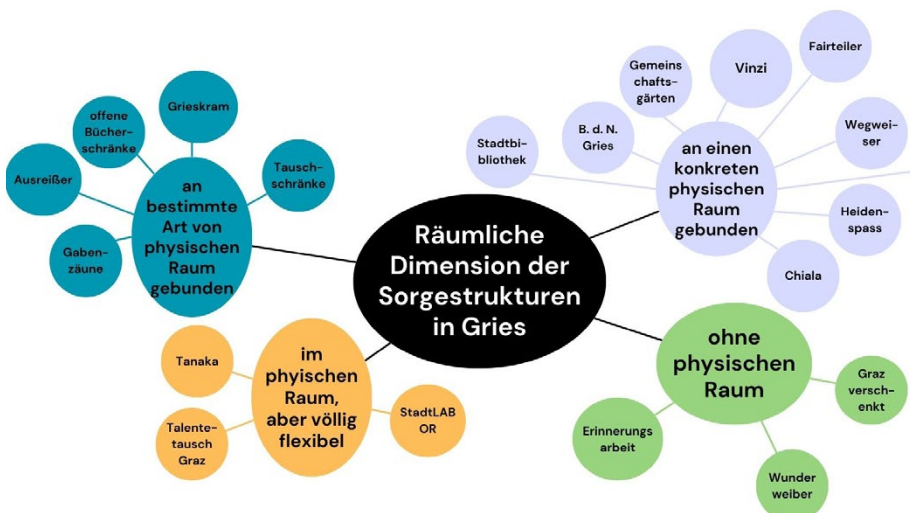


Abb. 2: Kategorisierung der räumlichen Dimension der identifizierten Sorgestrukturen im Grazer Bezirk Gries 2024 (Quelle: eigene Darstellung)



Vor diesem Hintergrund müssen sich die Diskussionen um eine smarte Stadt und einen normativen smarten Urbanismus erweitern: Neben Digitalisierungsversprechen ist es essenziell, Dichte- und Diversitätsphänomene zu adressieren sowie demokratische Prinzipien stärker zu integrieren, um eine smarte Stadt nicht nur als digital, sondern auch als „sozial“ – und damit als schlau und sorgend – zu verstehen.



Prof. Dr. Anke Strüver

PhD, Professorin am Institut für Geographie und Raumforschung, Universität Graz



Miriam Lindsberger

BA, Projektmitarbeiterin am Institut für Geographie und Raumforschung, Universität Graz



Vivien Breinbauer

MSc, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geographie und Raumforschung, Universität Graz

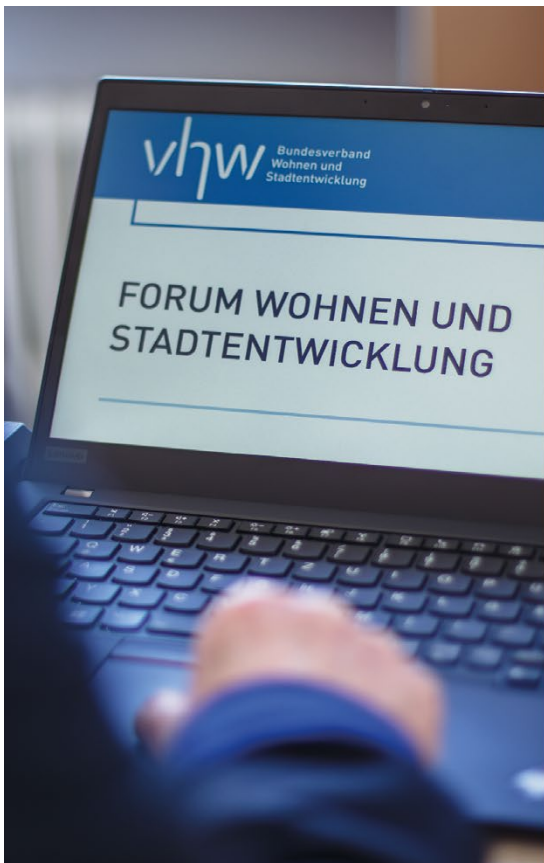
Quellen:

Bauriedl, S./Strüver, A. (Hrsg.) (2018): Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten, Bielefeld.

Breinbauer, V./Franz, Y./Lindsberger, M./Saltiel, R./Strüver, A. (i. E.): Urban Cultures of Care: Mapping Local Care. In: User Experience & Urban Creativity, 6(1).

Franz, Y./Strüver, A. (2021): Der Alltag (in) der Stadtgeographie: Relationale Perspektiven auf Raum und Quartier. In: Kogler, R./Hamedinger, A. (Hrsg.): Interdisziplinäre Stadtforschung. Themen und Perspektiven, Bielefeld, S. 53–75.

Strüver, A./Bauriedl, S. (Hrsg.) (2022): Platformization of Urban Life. Towards a Technocapitalist Transformation of European Cities, Bielefeld.



Lesen Sie die FORUM WOHNEN UND STADTENTWICKLUNG

bequem online!

Mit unserem
kostenfreien „Digital-Abo“
verpassen Sie keine Ausgabe.

Jetzt anmelden unter:



[www.vhw.de/publikationen/
forum-wohnen-und-stadtentwicklung/digital-abo-fws/](http://www.vhw.de/publikationen/forum-wohnen-und-stadtentwicklung/digital-abo-fws/)